Am 27.7.2022 wie auch am 14.9.2022 analysierte Gregor Maria Hoff die Verwerfungen beim Synodalen Weg, siehe furche.at.

Foto: Imago / Zuma Wire

Grenzerfahrungen beim Besuch der deutschen Bischöfe in Rom: Die Gesprächsbasis zwischen Rom und Deutschlands katholischer Kirche bleibt prekär. Ein Gastkommentar.

Ad Limina

Von Gregor Maria Hoff

In der vergangenen Woche reisten die deutschen Bischöfe zu ihrem turnusmäßigen Ad-Limina-Besuch nach Rom. Im Mittelpunkt standen Gespräche über das Reformprojekt des Synodalen Wegs. Dissonanzen und Missverständnisse (N) sollten ausgeräumt, der Zusammenhang mit der Weltkirche gestärkt und der Bezug zum synodalen Projekt des Papstes betont werden. An einem symbolträchtigen Ort, in der Papstbasilika Sankt Paul vor den Mauern, wo Papst Johannes XXIII. 1959 das Zweite Vatikanische Konzil angekündigt hatte, beschwor Kardinal Marx in einer Predigt die Entwicklungsfähigkeit der katholischen Kirche: „Wir müssen den Mut haben, im Licht der Tradition etwas Neues zu beginnen und den Schatz von früher mitzunehmen."

In der römischen Kurie klingt dieser Wunsch freilich eher nach Traditionsabbruch. Und so weist die Entwicklung, die der Ad-Limina-Besuch der deutschen Bischöfe nahm, auf die Grenzen synodaler Verständigungsfähigkeit hin. Vorurteile und Wahrnehmungsverzerrungen lassen sich nicht abbauen, solange der Papst den Synodalen Weg hartnäckig als eine Dublette der evangelischen Kirche bezeichnet. Keine bischöfliche Charme-Offensive kommt gegen Vorbehalte an, die sich von Fakten nicht beeindrucken lassen. Auf taube Ohren stößt in Rom, wer das bischöfliche Verfassungsmoment des Synodalen Wegs betont. Es sind hierarchische Perspektive einerseits, Ansatz und Schlussfolgerungen des Synodalen Wegs andererseits, die in der Kurie Widerstände auslösen. Mag sein, dass dabei auch mentalitätsbezogene Reserven gegenüber dem deutschen Katholizismus eine Rolle spielen.

Daniel Deckers hat in der FAZ darauf hingewiesen, dass sich hier jahrzehntelange römische Verhaltensmuster spiegeln: „Wiederholungsstrukturen", die „lebendig wie eh und je" seien. Am Ende sind es habituell-kirchliche Dispositionen, die für Argumente nur bedingt offen sind. Wie sich in den USA Republikaner und Demokraten positionell kaum aneinander vermitteln lassen, so zunehmend auch nicht die auseinanderstrebenden Kräfte in der römisch-katholischen Kirche.

Wenn Konsens nicht geht, lässt er sich indes auch kurial nicht verordnen. Die Zielrichtung synodaler Prozesse muss sich von daher wohl auf kirchliche Kohäsion ausrichten: auf den gelebten Zusammenhang eines Glaubens, der Differenzen zulässt und produktiv macht. Mit unterschiedlichen Ansätzen und Entscheidungsspielräumen vor Ort. Aber wie weit reichen sie? Die Regelungskraft der römischen Kirchenzentrale stößt an diesem neuralgischen Punkt an Grenzen. Unverhandelbar soll sein, was auf dem Synodalen Weg mit Bezug auf kirchliche Macht- und Gewaltenteilung, zur Rolle der Frauen in der Kirche – einschließlich Ordination – sowie zu einer veränderten Disposition der Sexualmoral diskutiert und zum Teil auch beschlossen wurde.

> *„Zudem bleibt für die römische Kirchenleitung ein Hauptproblem: Sie bekommt den Missbrauchskomplex nicht in den Griff, wie Berichte aus Frankreich und den USA neu belegen."*

Die Rückmeldungen aus der Weltkirche zum synodalen Prozess des Papstes belegen indes Rede- und Handlungsbedarf gerade in den Zonen, für die die Leiter des vatikanischen Staatssekretariats, des Glaubens- und Bischofsdikasteriums Zugangsverbote aussprachen. Wer eigens sagen muss, was sich nicht sagen lässt, macht auf offene Probleme aufmerksam. Sie lassen sich offensichtlich nicht mit einem römischen Verbot lösen, das schon vorher bestand und nur neue Diskussionen veranlasste. Der lehramtlich-disziplinäre Zugriff mag auf Bischöfe und Theologinnnen und Theologen noch funktionieren, nicht aber auf die breite Masse der Kirchenmitglieder.

Rom muss sich ihrer Mehrstimmigkeit und nicht zuletzt den menschenrechtsbasierten Erwartungen stellen, mit denen Katholikinnen und Katholiken weltweit auf Reformen drängen.

Genau das stärkt das synodale Unternehmen des Papstes. Nimmt er es ernst, muss er katholischer Pluralität Raum geben. Das bedeutet aber auch, dass sich synodale Energien jenseits von Rom und kurialer Gouvernementalität aufbauen und bündeln. Dass Rom an ihnen nicht vorbeikommt, belegt zum Abschluss des deutschen Ad-Limina-Besuchs der Verzicht auf ein Moratorium des Synodalen Wegs, das diskutiert wurde. Man kann das als Aussitzen bewerten: Warum vor der letzten Plenarversammlung im kommenden Frühjahr stoppen, was ohnehin ins Leere kirchlicher Anerkennung läuft? Aber genau das erscheint fraglich, nicht nur wegen der angesprochenen Rückmeldungen aus der Weltkirche.

Zudem bleibt für die römische Kirchenleitung ein Hauptproblem: Sie bekommt den Missbrauchskomplex nicht in den Griff, wie Berichte zuletzt aus Frankreich und den USA neu belegen. Es handelt sich um ein systemisches Problem – und genau das wird von der römischen Kirchenleitung bis heute nicht wirklich anerkannt. Damit aber gerät der entscheidende Ausgangspunkt des Synodalen Wegs aus dem Blick: belastbare, durchschlagende Konsequenzen aus dem katholischen Missbrauchsskandal zu ziehen.

Kann, will Rom das? Diese Frage steht im Hintergrund der Auseinandersetzungen um synodale Reformagenden. Das Verdikt des Nichtverhandelbaren, das die Kardinäle Parolin, Ladaria und Ouellet gegenüber den deutschen Bischöfen ausgesprochen haben, löst vor diesem Hintergrund nichts, sondern forciert einen Problemdruck, der auf dem weltweiten synodalen Weg Veränderungen in der Disposition kirchlicher Macht herbeiführen kann. Dass die versammelte Kurienspitze den deutschen Bischöfen eigens klarmachen zu müssen meint, wo es Nichtverhandelbares gibt, macht genau dies zur Verhandlungssache – in der Form der Kommunikation wie im Sachgehalt.

Innerer Widerspruch der Kirchenleitung

Das betrifft nicht zuletzt die römische Gesprächskultur. Anders als offensichtlich vorgesehen nahm der Heilige Vater am abschließenden Austausch der Kurie mit den deutschen Bischöfen nicht mehr teil. Eine Begründung wurde nicht geliefert. Der Vorgang ist im Zuge eines bischöflichen Ad-Limina-Besuchs beim Papst verstörend. Dass Franziskus wenig Aufmerksamkeitsreserven für die katholische Kirche nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa aufbringt, ist das eine. Das andere ist der Widerspruch im eigenen synodalen Projekt. Hören aufeinander? Auseinandersetzung im geduldigen Austausch von theologischen Positionen und ihren Begründungen? Oder kuriales Diktat?

Wer von einer synodalen Kirche spricht, muss sich am geistlichen Ernst messen lassen, mit dem er es betreibt – gerade in der Rolle des Papstes, der seine bischöflichen Brüder stärken soll. Insofern führt der Ad-Limina-Besuch der deutschen Bischöfe auch das pontifikale Projekt einer synodalen Kirche an seine Belastbarkeitsgrenzen. Der innere Widerspruch einer Kirchenleitung, die auf Gespräch setzt, die eigene Hörbereitschaft aber aussetzt, zeigt, wie es um sie steht. Er verstärkt die synodale Transformationsnotwendigkeit einer Kirche, die sich weder auf höfische noch auf peronistische Weise leiten lässt, weil sie ihre Probleme nicht loswird – wohl aber die Menschen.

Der Autor ist Prof. für Fundamentaltheologie an der Uni Salzburg sowie beim Synodalen Weg in Deutschland Berater im Synodalforum I „Macht und Gewaltenteilung".

Ein Rapport

„Ad Limina Apostolorum – Zu den Gräbern der Apostel": So heißt der etwa alle fünf Jahre stattfindende Besuch der Bischöfe eines Landes beim Papst (Bild: Ad-Limina-Besuch der deutschen Bischöfe am 17.11.2022).

GLAUBENSFRAGE

Licht wächst

Von Hildegund Keul

Die Mystik der Armutsbewegung im 13. Jahrhundert bewundere ich wegen ihrer innovativen Stärke und poetischen Kraft. Am meisten aber wegen ihrer Fähigkeit, in einer Zeit heftiger Umbrüche, die Unsicherheiten aller Art hervorrief, die Hoffnung aufrechtzuhalten. Menschen wie Franziskus und Klara von Assisi, Mechthild von Magdeburg und Meister Eckhart lebten nicht im Siebten Himmel. Sie wurden mit harten Realitäten konfrontiert. Sie zogen sogar aus, um sich solchen Realitäten zu stellen, insbesondere der bitteren Armut in der neuen Stadtkultur. Wie haben sie das mit der Hoffnung geschafft?

Eine Grunderfahrung der Mystik besagt: Teilen macht reich. Wie paradox! Die Ökonomie behauptet, dass nur das Horten Reichtum erzeugt. Dass auch das Teilen reich machen kann, widerspricht diesem Grundsatz. Und das zu Recht. Jedes kreative Netzwerk lebt daraus, dass *Wissen* aufgrund von Teilen wächst. Und so verhält es sich auch mit der *Hoffnung*. Eine Gemeinschaft gewinnt Tatkraft und Mut, wenn Menschen mitten in den Dunkelheiten des Lebens Lichtzeichen der Hoffnung wahrnehmen und sie miteinander teilen. Das Lebensmotto Mechthilds von Magdeburg lautet: „Worauf Gott seine Hoffnung setzt, das wage ich."

In harter Zeit ist es besonders notwendig, Lichtzeichen der Hoffnung wahrzunehmen, an sie zu glauben und handelnd darauf zu setzen, dass sie wachsen werden. Vor diesem Hintergrund gewinnt der Advent in diesem Jahr an Bedeutung. Die erste Kerze am Adventskranz zeigt, wie hell auch ein kleines Licht in der Dunkelheit aufleuchtet. Um Zeichen der Hoffnung miteinander zu teilen, braucht es keine Ganzkörperbeleuchtung am Haus, im Garten, auf öffentlichen Plätzen. Als Zeichen für das wachsende Licht der Hoffnung reichen die Kerzen am Adventskranz, deren Licht Woche für Woche wächst.

Die Autorin ist katholische Vulnerabilitätsforscherin an der Universität Würzburg.